

Deutsche aus der ehemaligen Sowjetunion – auf der Suche nach einer verlorenen Familienvergangenheit

Diakonie für Menschen
zwischen Ländern und
Kulturen

Stand April 2010

■ Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
1. Einleitung	5
2. Die wechselvolle und von Umbrüchen gekennzeichnete Geschichte der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion.....	7
Die Heterogenität in den Familiengeschichten der deutschen Minderheit im Russischen Reich und der ehemaligen UdSSR.....	7
Kollektives Gedächtnis	10
3. Lücken im Familiengedächtnis aufgrund diverser Umschreibungen und ein homogenisiertes Wir-Bild im kollektiven Gedächtnis	10
Unterschiedliche familienbiographische Verläufe bei Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion	12
Homogenisierung der Kollektivgeschichte	12
4. Beispiele aus den im Rahmen des Projektes geführten Interviews für den Umgang mit einer „abweichenden“ Familienvergangenheit: Die Familie Wild und die Familie Gertzer	14
5. Die verschiedenen Generationen in Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihre generationsspezifischen Erfahrungen beziehungsweise Probleme.....	18
6. Zusammenfassung unserer Befunde	20
7. Eine Möglichkeit der Öffnung des Familiendialogs: Die Technik des narrativen Nachfragens	21
7.1 Zu den Regeln der biographisch-narrativen Gesprächsführung	21
Phasen des narrativen Interviews	21
Grundtypen narrativen Nachfragens	22
7.2 Besonderheiten der Gesprächspraxis im Beratungskontext sowie bei Gesprächen mit Personen in akuten Krisensituationen	23
7.3 Die heilsamen Wirkungen des Erzählens	24
Literatur	26
Empfehlungen für die weitere Lektüre	27
Zur vertiefenden Lektüre zur narrativen Gesprächsführung empfehlen wir	28
Impressum	31

Vorwort

Die Diakonie verfügt seit vielen Jahren über Erfahrungen in der Beratung und Begleitung von Spätaussiedlerfamilien aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Anhand der historischen Kenntnisse und den Erfahrungsberichten der Migrationsdienste ist davon auszugehen, dass ein Großteil der in der Bundesrepublik lebenden Spätaussiedler eine Familienvergangenheit mit traumatisierenden Erfahrungselementen hat.

Zu den transgenerationellen Folgen von Deportation, Zwangsarbeit und Diskriminierung bei Spätaussiedlern (Deutschen aus Russland) bestand bislang eine Forschungslücke. Das angestrebte Forschungsprojekt – ein Kooperationsvorhaben zwischen dem Diakonischen Werk der EKD, der Evangelischen Kirche in Deutschland, dem Diakonischen Werk Württemberg und Frau Prof. Dr. Gabriele Rosenthal, Georg-August-Universität Göttingen – untersucht die Kriegsfolgen für die deutsche Minderheit in der ehemaligen UdSSR und deren Auswirkungen auf die Integration von Spätaussiedlern und ihren Familien in der Bundesrepublik. Mit dieser Handreichung legen wir nun die Dokumentation des Forschungsprojektes vor. Die daraus gewonnenen Ergebnisse sollen helfen, die Integration von Aussiedlern und ihren Familien zu fördern und die Mitarbeitenden der Beratungsdienste zu unterstützen.

„Auf der Suche nach einer verlorenen Familienvergangenheit“ war das Thema mehrerer Fachveranstaltungen, die bereits im Verlauf des Forschungsprojektes für Mitarbeitende in den Beratungsdiensten und Seelsorger, die Spätaussiedler und ihre Familien in der Integration unterstützen, angeboten werden konnten. Um mit Familiengeschichten und Familiengeheimnissen unter Einbeziehung der so genannten „Erlebnisgeneration“ hilfreich umgehen zu können, wurde dabei vor allem der Beratungsansatz des narrativen Nachfragens vorgestellt und bearbeitet.

Bei der eingehenden Beschäftigung mit dem Thema „Familienvergangenheit“ ergibt sich eine Vielfalt von Perspektiven, so zum Beispiel der Blick auf

- die kollektive Geschichte und die individuelle Lebens- und Integrationsgeschichte
- die Lebenswirklichkeit von Menschen der Erlebnisgeneration mit ihren Erfahrungen von Vertreibung und Zwangsarbeit und ihre Bedeutung bis in die nachfolgenden Generationen
- Schweigen und Erzählen im Kontext von „Unsagbarem“
- Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft.

In allen diesen Perspektiven bewegen wir uns nahe an den Menschen – im Versuch, sie und ihre Geschichte(n) zu verstehen und daraus entsprechende Beratungs- und Hilfeansätze entwickeln zu können.

Nahe am Menschen sein – damit ist ein zentraler Schwerpunkt des diakonischen Auftrags beschrieben. Nahe gerade auch an den Menschen zu sein, die neu in ein Land kommen und zunächst Fremde sind, ist ein besonderes Anliegen der Diakonie. Das Bemühen um sie und ihre Integration lässt sich bereits aus der biblischen Überlieferung als ein originär diakonischer Auftrag ableiten. Dazu gehören die Gebote der Nächstenliebe und der Fremdenliebe. Und immer ist der Nächste der, mit dem ich gerade konkret zu tun habe – ob als Bekannter, als Nachbar oder als Fremder.

Nahe am Menschen sein – unter diesem Blickwinkel noch einmal zurück zu den Spätaussiedlern: Vertriebene, Aussiedler und Spätaussiedler – sie sind eine Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund, die in der Diakonie eine besondere Bedeutung haben. Und das nicht nur aufgrund ihrer großen Zahl – mehr als zwei Millionen Menschen allein aus

■ Vorwort

der ehemaligen UdSSR bzw. den GUS-Staaten, weit über vier Millionen insgesamt.

Die Vertriebenen und die Menschen, die an den Kriegsfolgen des Zweiten Weltkriegs in besonderer Weise zu leiden hatten, gehören im Besonderen auch zur Geschichte der Diakonie, sie sind ein zentrales Stück Diakoniegeschichte.

Denn die Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen waren die ersten und eigentlichen Adressaten des Hilfswerks, das 1945 gegründet wurde und später im Zusammenschluss mit dem Zentralausschuss der Inneren Mission unsere heutige Struktur der Diakonie bildete.

Im August 1945 war das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland durch Eugen Gerstenmaier angesichts der schier grenzenlosen Notsituation dieser Zeit initiiert worden. Vor allem mit Spenden aus den USA, Schweden und der Schweiz konnte damals akute Nothilfe geleistet werden – Nahrung, Kleidung, Wohnung und Suchdienste für Vermisste. Bis 1947 waren bereits 1.500 Flüchtlingsfürsorger in der Diakonie angestellt.

Und neben der Akut- und Einzelfallhilfe ging es von Anfang an um grundsätzliche Lösungen: durch die Einflussnahme auf die Gesetzgebung, durch die Förderung von Wohnbauprojekten und durch die Bildung kirchlicher Hilfskomitees. Heute würden wir diese Aufgaben vielleicht mit Begriffen wie „Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer“, „politische Lobbyarbeit“, „gemeinwesenorientierte Integration“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ benennen. Und da es der Diakonie immer um den ganzen Menschen geht, sind hierin auch die Verbindungslinien zwischen Diakonie und Seelsorge erkennbar.

Wir danken Frau Prof. Dr. Gabriele Rosenthal und Viola Stephan für ihr hohes Engagement in diesem Forschungsvorhaben und bei der Entstehung dieser Handreichung, die die Arbeit der Mitarbeitenden in der Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer in vieler Hinsicht unterstützen wird.

Birgit Susanne Dinzinger
(Diakonisches Werk Württemberg)

Anke Soll-Paschen
(Diakonisches Werk der EKD)

Wir danken dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge für die finanzielle Unterstützung bei der Zusammenstellung der Handreichung.

1. Einleitung

Nach der Perestrojka und dem Zusammenbruch der Sowjetunion im Zeitraum zwischen 1989 und 2007 sind etwa 2,2 Millionen Personen deutscher Abstammung aus der UdSSR beziehungsweise ihren Nachbarstaaten nach Deutschland migriert¹. Damit stellen sie seit 1989 die größte Teilgruppe der nach Deutschland Eingewanderten dar. In den letzten Jahren sind die Spätaussiedler/Spätaussiedlerinnen, wie die seit 1993 nach Deutschland Migrierten im juristischen Sinne benannt werden, und insbesondere die Jugendlichen, verstärkt in das Interesse der Öffentlichkeit gerückt: In den Medien werden vor allem die jüngeren Migranten/Migrantinnen, das heißt die unter 20-Jährigen, aufgrund von deutlich werdenden Anpassungsschwierigkeiten und der Herausbildung von ethnischen Gegenwelten thematisiert.

In dieser Handreichung werden unsere empirischen Befunde zu den Hintergründen dieser Schwierigkeiten vorgestellt. Im Rahmen einer zunächst durch die Diakonie in Auftrag gegebenen Pilotstudie (2005 – 2006) zur Erforschung der transgenerationalen Folgen der Kollektiv- und Familiengeschichte in Familien von Spätaussiedler/Spätaussiedlerinnen und vor allem im Verlauf eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojektes (2006 – 2010) an der Georg-August-Universität Göttingen unter der Leitung von Prof. Dr. Gabriele Rosenthal wurden lebensgeschichtliche Interviews in Familien von Spätaussiedler/Spätaussiedlerinnen aus den GUS-Staaten geführt². Im Verlauf dieser beiden Projekte sind bislang 47 in Deutschland lebende Personen mit deutschem Fami-

lienhintergrund, die aus der GUS in die Bundesrepublik einwanderten, interviewt worden. Daneben fanden auch Gespräche mit 37 ethnisch Deutschen in der Ukraine, Kasachstan und Kirgistan sowohl in deutscher als auch in russischer Sprache statt. Ein zentrales Ergebnis unserer Untersuchungen ist, dass die beobachteten Schwierigkeiten der Angehörigen der Generation der Enkel/Enkelinnen sowie die generell in der Gegenwart von Migranten/Migrantinnen dieser Gruppierung erfahrenen Probleme nicht allein auf der Grundlage ihrer gegenwärtigen Situation erklärt werden können. Vielmehr wird deutlich, dass insbesondere die Angehörigen der Generation der Enkel/Enkelinnen in diesen Familien ein Problem mit der Glaubwürdigkeit der in den Familien tradierten Familiengeschichte haben. Zu berücksichtigen ist, dass die Familiengeschichte eine wichtige Bedingung für die eigene Zugehörigkeitskonstruktion ist (vgl. Rosenthal 2005b: 53ff.). Genauer gesagt, Menschen erleben sich nicht individuell oder auf Grundlage einer selbständigen Entscheidung im Zusammenhang ethnischer oder nationaler Zugehörigkeit, sondern erwerben eine solche Zugehörigkeit als ein Resultat ihrer Position als Mitglieder ihrer Familien (Bogner/Rosenthal 2009: 13). Lücken und leere Stellen im Familiengedächtnis, die sich nicht auffüllen lassen, können das eigene Zugehörigkeitserleben brüchig und problematisch werden lassen.

Die vorliegende Handreichung basiert auf der Präsentation unserer Befunde zu den Wirkungen der familialen und kollektiven Vergangenheit auf die Gegenwart von Spätaussiedlern/Spätaussiedlerinnen im Rahmen der von der Diakonie organisierten Workshops im Juli 2008 in Stuttgart sowie im Mai 2009 in Unna-Massen. Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über den von Umbrüchen gekennzeichneten gesellschaftlichen Hintergrund der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion gegeben. Es wird gezeigt werden, wie diese wechselhaften historischen

1 Bundesverwaltungsamt (Hg.) (2007): Spätaussiedler und deren Angehörige – Verteilverfahren. Jahresstatistik 2007 – Alter, Berufe, Religion.

2 Unser Vorgehen orientierte sich an der von Schütze (1976; 1983) eingeführten Form und von Rosenthal weiterentwickelten Methode (Rosenthal 1995) narrativer biographischer Interviews (siehe Kapitel 7. dieser Handreichung) sowie an dem von Rosenthal (1995; 2005a) vorgestellten Verfahren biographischer Fallrekonstruktionen.

■ 1. Einleitung

Verhältnisse dazu führten, dass in den Familien der ethnisch Deutschen die Familien- und Lebensgeschichten immer wieder entsprechend den jeweiligen dominanten Diskursen umgeschrieben und bestimmte Bereiche der Familiengeschichte verschwiegen wurden. Die in den Interviews mit ethnisch Deutschen aus der ehemaligen UdSSR deutlich werdenden Folgen dieses Prozesses – ein beschädigtes kommunikatives Familiengedächtnis und ein extrem homogenisiertes Wir-Bild im kollektiven Gedächtnis dieser Gruppierung – werden im 3. Kapitel dieser Handreichung diskutiert. Im 4. Kapitel zeigen wir anhand von Beispielen aus den im Rahmen des Projektes erhobenen Interviews, wie in den Familien mit einer Familiengeschichte umgegangen wird, die von den Inhalten des homogenisierenden kollektiven Gedächtnisses abweicht und wie sich die Spuren der (tatsächlichen) Familienvergangenheit in den Interviews dennoch zeigen. Um unsere Befunde zu den generationsspezifischen Erfahrungen und Problemen geht es im 5. Kapitel dieser Handreichung.

Wir möchten Ihnen mit dieser Broschüre zudem einen Einblick in die Möglichkeiten einer empathischen, erinnerungs- und erzählfördernden Nachfragetechnik vermitteln (siehe Kapitel 7.), die – beispielsweise in der Beratungspraxis – Hilfestellungen bei der Öffnung des Familiendialogs zur Familienvergangenheit leisten kann³.

Prof. Dr. Gabriele Rosenthal und Viola Stephan
Georg-August-Universität Göttingen

3 Für eine biographische Betrachtung sozialer Problemstellungen in der sozialarbeiterischen Beratungspraxis (im Sinne eines „Verstehen-Wollens“) sowie für den Einsatz der biographisch-narrativen Gesprächsführung in der sozialen Arbeit plädieren unter anderem die als Sozialarbeiter/Sozialarbeiterinnen beziehungsweise -pädagogen/-pädagoginnen ausgebildeten Loch/Schulze (2002) und Köttig (2004: 375ff.). Insbesondere wird darauf verwiesen, dass narrative Gesprächstechniken heilsame Selbstverstehens- und Selbstreflektionsprozesse in Gang setzen können (siehe Rosenthal 2002).

2. Die wechselvolle und von Umbrüchen gekennzeichnete Geschichte der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion

Wesentlich für das Verständnis des soziohistorischen Hintergrundes dieser Gruppierung von Migranten/Migrantinnen ist, dass sie auf eine ausgesprochen wechselhafte Kollektivgeschichte zurückschaut, die von diversen Umbrüchen gekennzeichnet ist. Vorliegend sollen einige Eckdaten der Geschichte der Deutschen im Russischen Reich beziehungsweise der UdSSR genannt werden⁴: Die sich in ihrer großen Mehrheit vor allem im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts innerhalb der Grenzen des Russischen Reiches ansiedelnden Deutschen stammten aus verschiedenen Fürstentümern und Regionen und unterschieden sich in Hinblick auf ihre kulturellen Besonderheiten, ihren Dialekt und ihre konfessionelle Zugehörigkeit oft beträchtlich voneinander. Die Historikerin Irina Mukhina (2007) macht zu Recht auf die Heterogenität innerhalb der Gruppierung aufmerksam⁵, von der folgende Übersicht einen Eindruck vermitteln soll:

Nach Mukhina 2007, S. 7ff.

Die Heterogenität in den Familiengeschichten der deutschen Minderheit im Russischen Reich und der ehemaligen UdSSR

Unterschiedliche Siedlungsgebiete vor 1941: an der Wolga, Ukraine, Nordkaukasus, Baltische Region (Kurland, Livland), Skt. Petersburg und Moskau, Sibirien und Zentralasien (vor allem Kasachstan und Kirgistan)

⁴ Für einen umfangreicheren geschichtlichen Überblick, siehe z.B. Pinkus/Fleischhauer 1987; Ingenhorst 1997; Eisfeld 1999; Klötzel 1999.

⁵ Wie Mukhina (2007: 7) deutlich zum Ausdruck bringt, existierte der Terminus ‚Russlanddeutsche‘, hinter dem sich ganz verschiedene deutsche Gruppierungen in Russland verbergen, in der vorrevolutionären Historiographie über deutsche Siedler/Siedlerinnen und Kolonisten/Kolonistinnen im Russischen Reich und den angrenzenden Regionen überhaupt nicht.

Unterschiedliche Religionen:

Lutheraner, Katholiken, Mennoniten, andere Religionsgemeinschaften (zum Beispiel Baptisten, Pfingstler)

Soziale Unterschiede:

Bauern und Kolonisten, Handwerker und Spezialisten, Angehörige der Oberschicht (insbesondere die Deutschen im Baltikum)

Unterschiedliche Dialekte:

zum Beispiel Varianten des Plattdeutschen, Hochdeutsch, Bayrisch, Schwäbisch, Pfälzisch

Die deutschen Siedler/Siedlerinnen und Einwanderer kamen unter anderem aus Hessen, aus Baden, der Schweiz, dem Elsass, Württemberg, Preußen, dem Rheinland und Polen und zählten sich konfessionell zu den Lutheranern, Katholiken, Mennoniten, Baptisten oder anderen kleineren Freikirchen. Häufig waren sie schon in geschlossenen Gruppen aus ihren Herkunftsgebieten ausgewandert und hatten sich dann auch in mehr oder weniger ethnisch und konfessionell homogenen Siedlungen im Russischen Reich angesiedelt. Vielfach konnten sie hier ihre Traditionen und Lebensweisen sowie ihre Sprache und Religion bis zu den staatlichen Verfolgungen und Deportationen in den 1920er, 1930er und 1940er Jahren bewahren.

Galten sie zunächst als willkommene Siedler und „landwirtschaftliche Musterwirte“, so wurden sie bereits während des Ersten Weltkriegs teilweise als Feinde Russlands stigmatisiert. Nach der Oktoberrevolution 1917 profitierten auch die Deutschen in der jungen Sowjetunion von Neuerungen im gesellschaftlichen System. So konnte zum Beispiel unter der neu etablierten kommunistischen Regierung die Gründung der Autonomen Sozialistischen Wolgarepublik stattfinden (Dietz/Hilkes 1993: 18f.; Dietz 1995: 31). Viele Deutsche waren aber auch von den

■ 2. Die wechselvolle Geschichte der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion

so genannten Entkulakisierungen⁶ betroffen, andere profitierten von den Enteignungen im Zuge der staatlichen Kollektivierungen. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen zunehmend Zweifel an der Loyalität der Deutschen in der Sowjetunion auf. Nach dem Angriff der Wehrmacht auf die UdSSR im Sommer 1941 wurden die Deutschen kollektiv als Kollaborateure mit dem Kriegsgegner verurteilt und Etliche als Konsequenz dessen in die entfernten östlichen Gebiete des Landes deportiert. Die erwachsenen Männer und viele Frauen wurden in der Folgezeit in Zwangsarbeitsbataillone und -lager, die so genannte Trudarmee⁷, eingezogen. Die 1941 erfolgte Kollektivverurteilung war ein wesentlicher Einschnitt in der Kollektivgeschichte dieser Gruppierung von Deutschen, der überhaupt erst in dieser Deutlichkeit zur Konstitution einer sich selbst als eine soziale Einheit wahrnehmenden Wir-Gruppe führte.

Deutlich wird, dass es im Verlauf der vergangenen Jahrhunderte in der Geschichte dieser Gruppierung von Deutschen immer wieder zu drastischen Umbrüchen und damit im Zusammenhang stehenden Umschreibungen kam (vgl. Rosenthal 2005c), welche von den fleißigen Arbeitern und mustergültigen Bauern bis zum Stigma der „Faschisten“ und Kollaborateure mit Nazideutschland reichten. Weitere sozial erwünschte Umschreibungen der Vergangenheit fanden beispielsweise nach der Teilrehabilitierung 1964 und vor dem Hintergrund des von der Kommunistischen Partei propagierten Verschmelzens im Sowjetvolk statt (vgl. Dietz 1995: 21f., 32). In der Folgezeit gelang einem Teil der nach dem Krieg geborenen Frauen und Männer eine erfolgreiche berufliche Karriere in der Sowjetunion und

6 Als „Entkulakisierungen“ werden die von Josef Stalin ab 1928 angeordneten Zwangsent eignungen im Zuge der staatlichen Kollektivierungen in der Sowjetunion bezeichnet. Betroffen waren vor allem Großbauern, aber auch Angehörige der bäuerlichen Mittelschicht, die neben Familienangehörigen noch weitere Personen beschäftigten. Als „Kulaken“ wurden sie in den Norden der Sowjetunion, nach Sibirien oder nach Kasachstan deportiert (Dietz/ Hilkes 1993: 19; Eisfeld 1999: 106ff.).

7 „Trudarmee“ bedeutet auf deutsch Arbeitsarmee und stellte eine militarisierte Form der Zwangsarbeit dar (Näheres dazu in Eisfeld/Herdt 1996).

die Wir-Gruppe der Deutschen trat für sie in den Hintergrund (vgl. Fefler/Radenbach 2009). Manche von ihnen, insbesondere jene, die russische Partner heirateten, definierten sich nicht mehr vor dem Hintergrund ihrer deutschen Familienvergangenheit, sondern identifizierten sich mit der Wir-Gruppe der „Sowjetmenschen“. Zu weiteren Umschreibungen kam es im Kontext des Zusammenbruchs der Sowjetunion sowie des Ausreisewunschs und -antrags, zumal das amtliche Verfahren zur Ausreise in die Bundesrepublik eine Rückbesinnung auf die eigenen „deutschen Wurzeln“ einforderte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass viele Spätaussiedler-Familien vor ihrer Ausreise durchaus gut in die sowjetische Gesellschaft integriert waren und die deutsche Familienvergangenheit sowie entsprechende Traditionen seit der Nachkriegszeit zunehmend an Bedeutung verloren hatten.

Dies wird beispielsweise anhand des Interviews mit unserer Autobiographin Lisa Köpp deutlich (Jahrgang 1957). Im Unterschied zu ihren religiösen Familienmitgliedern entwickelte Lisa eine starke Identifikation mit dem politischen System der Sowjetunion und deren Organisationen, wie dem Komsomol, wie folgende Textstelle aus dem Interview mit ihr zeigt:

„Ich war jung ich wollte gerne bisschen was und ein bisschen Abenteuer haben, ((lachen)), aber ist doch nichts passiert. Ich habe erreicht was ich wollte und dann plötzlich der junge Mann sagte wir heiraten uns, aber du sollst ähm komsomolskij bilet ((dt: Komsomolzenausweis)), das ist Vorstufe zum Kommunisten zu sein- ich=sagte WAAS – NEEIIN, Liebe war sofort vorbei, ich war so. Aber weil er sehr gläubig ist [...] heiraten darf er nur dann, weil alle in die Gemeinde wussten, dass ich den Komsomolzenausweis habe und er dann nur darf mir heiraten oder ich ihn wenn ich das verbrenne, ich hab gesagt Nein, wenn nein, dann nein, hat er zweimal noch versucht, hab gesagt Nein, das wars dann, da war Schluss.“

Lisa Köpp gelang es durch die Integration in das politische und soziale System der Sowjetunion –

■ 2. Die wechselvolle Geschichte der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion

wie vielen Angehörigen der mittleren Generation in Familien von Deutschen – einen relativ etablierten Status zu erreichen. Mit der Migration nach Deutschland wurde die Identifikation mit dem und die Integration in das politische System der UdSSR – neben anderen Themen wie im

Folgenden deutlich werden wird – zu einem eher tabuisierten Bereich der eigenen Biographie und Familiengeschichte, das heißt etwas über das nicht, nicht offen oder nur in bestimmten vertrauten Kontexten gesprochen wird.

3. Lücken im Familiengedächtnis aufgrund diverser Umschreibungen und ein homogenisiertes Wir-Bild im kollektiven Gedächtnis

Wie bereits erwähnt, waren aufgrund der wechselnden historischen Verhältnisse die Deutschen aus der Sowjetunion – wie viele andere Sowjetbürger auch – immer wieder genötigt, ihre Familien- und Lebensgeschichten entsprechend den jeweiligen dominanten gesellschaftlichen Diskursen umzuschreiben, sowie bestimmte Bereiche der familialen und kollektiven Geschichte zu verschweigen. Zu den heute verschwiegenen Anteilen gehören sowohl die nicht mehr thematisierten Haltungen zur Sowjetunion und die teilweise notwendige Assimilation, als auch die Enteignungen im Zuge der Kollektivierungen, die für die einen mit weitergehenden Repressalien, für die anderen mit daraus resultierendem Profit verbunden waren. Auch das erlebte Leid im Zusammenhang mit den Hungersnöten von 1921-22 und 1929-31 wird, wie unsere Interviews zeigen, heute nicht mehr angesprochen.

Unsere Analysen zeigen, dass aus dieser gesellschaftsgeschichtlichen Konstellation im Fall der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion ein

beschädigtes kommunikatives Familiengedächtnis resultiert, bedingt durch die wiederholten (notwendigen) Umschreibungen in der Vergangenheit sowie damit im Zusammenhang stehenden tabuisierten Bestandteilen der Familiengeschichte. Beim Begriff „kommunikatives Gedächtnis“ stützen wir uns auf Jan und Aleida Assmanns Ausführungen zum „kollektiven Gedächtnis“ (Assmann/Assmann 1988; Assmann 1992), worunter eine gemeinsame kollektive Gedächtnisleistung einer Gruppe von Menschen zu verstehen ist.

Das kollektive Gedächtnis wird zum einen durch die Inhalte des kulturellen Gedächtnisses gebildet, das sich aus niedergeschriebenen oder anderweitig konservierten Erinnerungen in Form von Büchern, Filmen, Fotos, Dokumenten und anderem konstituiert. Zum anderen gehen hier Inhalte des kommunikativen Gedächtnisses ein, welches – anders als das kulturelle Gedächtnis – an mündlich weitergetragene Geschichten, Erfahrungen und Traditionen gebunden ist und somit über drei bis vier Generationen rei-

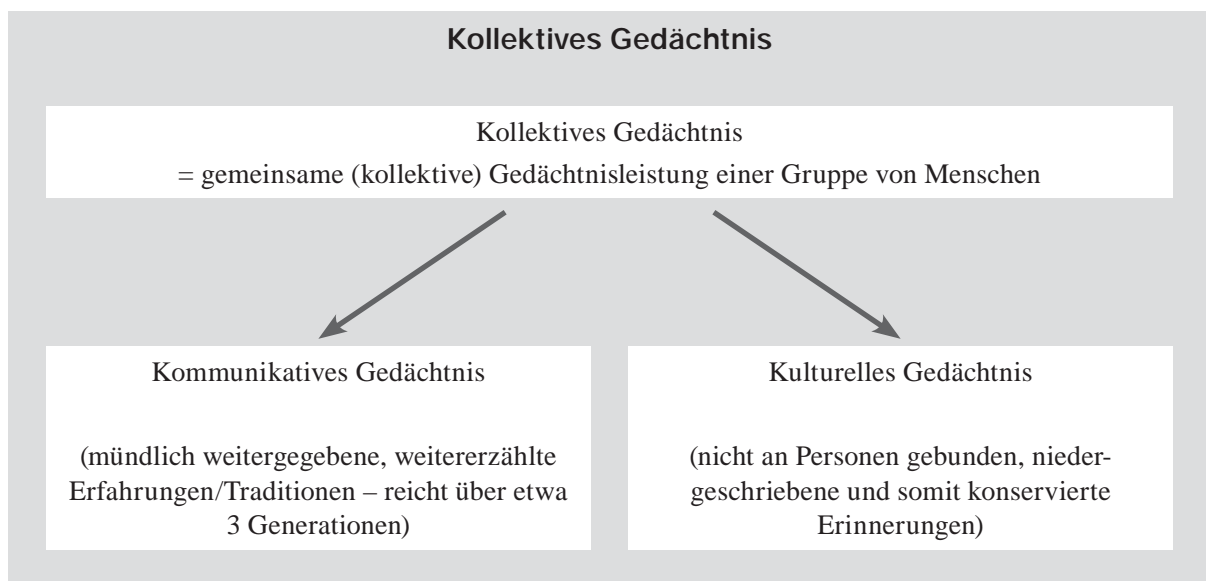


Abbildung: Kollektives Gedächtnis (erstellt nach Assmann/Assmann 1988; Assmann 1992)

■ 3. Lücken im Familiengedächtnis und ein homogenisiertes Wir-Bild

chen kann. Zu betonen ist, dass im Falle der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion nicht nur das kommunikative Gedächtnis stark beschädigt ist, sondern aufgrund des auferlegten kollektiven Schweigens in der Sowjetunion auch das kulturelle Gedächtnis dieser Gruppierung.

Die Auswertung der von uns bisher geführten familien- und lebensgeschichtlichen Interviews zeigt den theoretisch interessanten empirischen Befund, dass trotz narrativer Gesprächsführung bemerkenswert wenig über die Familiengeschichte erzählt werden kann.

Mit den Begriffen „Erzählungen“ beziehungsweise „Erzählen“ sind vorliegend chronologische und dichte Darstellungen eigenerlebter Erfahrungen gemeint. Erzählungen haben im Unterschied zu Argumentationen und Beschreibungen den Vorteil, dass sie dem Handeln und dem Erleben der erzählten Situationen in der Vergangenheit näher stehen. Abgesehen von der Reinszenierung vergangener Situationen im Spiel ermöglicht nur die Erzählung einer Geschichte die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damaligen Handlungsablaufs. Somit kann das Erzählen Erinnerungsprozesse und das Selbstverstehen unterstützen (vgl. Rosenthal 2005a: 137 ff. sowie Kap. 7. dieser Handreichung).

Stattdessen wird in den Interviews eine kollektivgeschichtliche Vergangenheit präsentiert, die teilweise weit vor die mündlich weitergegebene Geschichte von Angehörigen älterer Generationen zurückreicht und damit nicht mehr Bestandteil des kommunikativen Gedächtnisses sein kann, welches an die direkte mündliche Überlieferung gebunden ist. Die (spärlichen) Ausführungen unserer Autobiographen/Autobiographinnen zur Familienvergangenheit beinhalten darüber hinaus weitestgehend stereotype, vage und diffuse Beschreibungen, wobei die Differenzen innerhalb der Gruppierung der Deutschen aus der Sowjetunion eingeebnet werden. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Familiengeschichten werden dabei teilweise nur noch deutlich, wenn man über historisches Vorwissen verfügt und entsprechend sensibilisiert zuhört. Wenn man sich beispielsweise vergegenwärtigt, dass die Deutschen vor 1941 in ganz

unterschiedlichen Siedlungsgebieten an Wolga, in der Ukraine, der Krim, um Petersburg und im Kaukasus, und in geringerem Ausmaß auch schon in Sibirien, in Kasachstan und Kirgistan lebten⁸, so sind mit diesen verschiedenen Siedlungsgebieten, auch ganz unterschiedliche Familiengeschichten verbunden: Während die deutsche Bevölkerung der Wolgaregion und der östlichen Ukraine 1941 nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die UdSSR deportiert wurde, lebte die deutsche Bevölkerung der westlichen Ukraine unter der deutschen Besatzungsmacht⁹, bis sie 1943 und 1944 beim Vorrücken der Roten Armee und Rückzug der deutschen Truppen in großer Zahl mit den Deutschen mitgingen und sich im so genannten Warthegau und in anderen Gebieten des damaligen Deutschen Reiches ansiedelten. Viele von ihnen wurden nach Kriegsende von der Roten Armee in die Sowjetunion repatriert, das heißt, sie wurden von Deutschland aus in die Sondersiedlungen¹⁰ deportiert. Die Haltung zu den deutschen Besatzern und dem Nationalsozialismus und vor allem die Teilnahme von etlichen Deutschen am Völkermord gegen die Juden und die Bereicherung am jüdischem Eigentum (vgl. Fleischhauer 1983) gehört ebenfalls zu den tabuisierten Bestandteilen der Familiengeschichte. Die folgende Zusammenstellung soll einen Überblick über die unterschiedlichen familienbiographischen Verläufe geben:

8 Aus der Ukraine, aus dem Kaukasus und aus der Wolgaregion siedelten schon ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Deutsche nach Sibirien und in die Region des heutigen nördlichen Kasachstans, weil sie dort freies Land vorfanden beziehungsweise um Hungersnöten in der Wolgaregion zu entfliehen. Oftmals handelte es sich um ärmere Familien. Die Gründe für diese Migration waren insgesamt vielfältig, manchmal siedelten ganze Dörfer als Glaubensgemeinschaften dorthin, beispielsweise um mennonitische Siedlungen zu gründen (vgl. Brandes/Savin 2001). 1926 lebten bereits mindestens 11 Prozent der deutschen Bevölkerung im asiatischen Teil der Sowjetunion (Dietz 1995: 33f.).

9 Es handelt sich dabei um etwa 25 Prozent der damaligen auf dem Gebiet der Sowjetunion lebenden, deutschen Bevölkerung (Buchweiler 1984: 338).

10 Die Zwangsumgesiedelten mussten an den Zielorten der Deportation in speziellen Sondersiedlungen unter Aufsicht des NKWD unter schwersten und unmenschlich grausamen Bedingungen leben, durften die Siedlungen nicht ohne Erlaubnis verlassen und hatten dort Zwangsarbeit zu verrichten (Eisfeld 1999: 127ff.).

■ 3. Lücken im Familiengedächtnis und ein homogenisiertes Wir-Bild

Unterschiedliche familienbiographische Verläufe bei Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion

Vgl. Rosenthal/Stephan 2009: 177ff.

Typus 1: „1941 – Trudarmee und Verbannung“

Dieser Typus entspricht dem homogenisierten Wir-Bild im kollektiven Gedächtnis der Gruppierung

Typus 2: „Vor 1941 Migration und Deportation in den asiatischen Teil der Sowjetunion“

Erlitten im Zuge der Kollektivverurteilung 1941 weniger Sanktionen (keine Verbannung, frühere Entlassung aus der Trudarmee)

Typus 3: „Ab 1941 Leben unter deutscher Okkupation in der Ukraine“

Typus 4: „Migration ins deutsche Reichsgebiet“

Oft Identifikation beziehungsweise Kollaboration mit dem nationalsozialistischen Deutschland, Deportation in den asiatischen Teil der Sowjetunion erst 1944 oder 1945

Gerade bei Typus 4 besonders harte staatliche Repressalien und Anfeindungen als „Faschisten und Faschistinnen“ nach der Repatriierung in die UdSSR nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Typus 5: „1941 aus den ursprünglichen Siedlungsgebieten – zum Beispiel der Ukraine – nicht deportiert beziehungsweise frühzeitig remigriert“

Meist handelt es sich dabei um Angehörige aus bi- oder multinationalen beziehungsweise -ethnischen Familien

In den Interviews wird jedoch auf diese familiengeschichtliche Heterogenität kaum Bezug genommen. Typisch ist stattdessen die Präsentation einer (homogenisierten) Kollektivgeschichte, die in der Regel mit dem Manifest der Zarin Katharina und damit mit dem Jahr 1763 beginnt. Als zweites Datum wird dann meist schon 1941, die Deportation, genannt, dies auch in jenen Familien, die erst zwei bis vier Jahre später deportiert wurden. Für die große historische Zeitspanne zwischen 1763 und 1941 fehlen Informationen im kommunikativen Familiengedächtnis.

Homogenisierung der Kollektivgeschichte

1763 – Manifest der Zarin Katharina



1941 – Deportation

Die Konstruktion des kollektiven Gedächtnisses mit einem extrem homogenisierten Wir-Bild der Gruppierung von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion setzt sich aus den folgenden Bestandteilen zusammen:

Teil 1:

Wir wurden 1762/63 von Katharina der Großen nach Russland eingeladen

Teil 2:

Fast alle „Russlanddeutschen“ lebten bis 1941 in den europäischen Regionen der Sowjetunion

Teil 3:

1941 wurden fast alle Deutschen in Folge der Kollektivverurteilung in den asiatischen Teil der UdSSR deportiert, und die Männer, manchmal auch die Frauen, kamen in die so genannte Trudarmee („Arbeitsarmee“)

Teil 4:

Bis zur Ausreise nach Deutschland wurden wir in der Sowjetunion oft diskriminiert

■ 3. Lücken im Familiengedächtnis und ein homogenisiertes Wir-Bild

Auf jene Konstruktion – die weitestgehend Typus 1 unserer Typologie entspricht – wird in den Interviews mit den Angehörigen aller Generationen von Deutschen aus der ehemaligen UdSSR typischerweise Bezug genommen. In den Interviews erfolgt somit eine Konzentration auf die Bestandteile des kollektiven Gedächtnisses der Gruppierung – nicht auf die eigene Familiengeschichte. Zu den thematisierten Daten werden dann, wie bereits erwähnt, nur vage, diffuse und stereotype Beschreibungen geliefert. Dies jedoch kann aus folgenden Gründen problematisch sein: Eine solche Konzentration auf die Daten des kollektiven Leides (1941 Trudarmee, Deportation)

behindert die Thematisierung des eigenen erlittenen Leides. Jene Bestandteile der Vergangenheit, die nicht in die typische Kollektivgeschichte passen, werden tendenziell verschwiegen und dadurch eine Aufarbeitung erschwert und blockiert. Die in den Interviews meist vorherrschenden diffusen und stereotypen Beschreibungen sind zudem von der eigenen damaligen situativen Erfahrung, und damit auch vom damaligen Erleben des eigenen Leides, weit stärker abgehoben als Erzählungen (vgl. Rosenthal 2005a: 139f.) und erschweren sowohl das Erinnern als auch eine Reflektion sowie die Aufarbeitung des Erlebten.

4. Beispiele aus den im Rahmen des Projektes geführten Interviews für den Umgang mit einer „abweichenden“ Familienvergangenheit: Die Familie Wild und die Familie Gertzer

Um zu verdeutlichen, wie eine von der Kollektivgeschichte abweichende Familienvergangenheit eingebettet wird, soll im Folgenden auf die mit den Angehörigen der Familie Wild, wie wir sie genannt haben, geführten Interviews eingegangen werden. Interviewt wurden Jonathan Wild, der Großvater der Familie, (Jahrgang 1923) sowie sein Sohn Boris Wild (Jahrgang 1959). Jonathan Wilds gleichnamiger Enkel Jonathan junior (Jahrgang 1983) vermittelte die Kontakte zu Vater und Großvater und war bei den Interviews jeweils zugegen. Die Familie Wild steht exemplarisch für Familien des Typus 2 und ist ein Beispiel für jene Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion, deren Vorfahren nicht deportiert wurden, da sie bereits weit vor 1941 auf eigene Initiative in den asiatischen Teil der Sowjetunion migriert waren (Familie Wild bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Kasachstan), und darum in der Phase ab 1941 weniger Sanktionen erlitten (keine Verbannung, oft frühe Entlassung aus der Trudarmee).

Vorliegend soll nun konkreter und detaillierter auf das Interview mit dem Großvater der Familie, Jonathan Wild senior, eingegangen werden. Im Interview mit dem Großvater zeigte sich, dass in dieser Familie der Enkel ein Interesse daran hat, dass der Großvater genau jene Themen anspricht, die für die Konstruktion der verfolgten deutschen Minderheit in der UdSSR (Stichworte Trudarmee, Verbannung) nötig sind. Der Großvater hingegen hatte sich in der Eingangserzählung, das heißt jenem Teil des Interviews, in dem er als Autobiograph die Themen selbstständig wählte und er selbst die Regie für den Ablauf des Gespräches übernahm¹¹, auf seine Schul- und Berufslaufbahn konzentriert sowie auf verschiedene Umzüge beziehungsweise Migrationen innerhalb der UdSSR während seiner Kindheit. Jonathan Wild

¹¹ Zum Ablauf eines narrativen Interviews siehe Kapitel 7. dieser Handreichung.

senior präsentierte keine Leidensgeschichte. Nachdem er über seinen Verrentung 1983 gesprochen hatte, folgte eine längere Pause – der Großvater sagte „Na, was kann man noch“ und der Enkel warf ein „Trudarmee“. Mit anderen Worten, der Enkel versuchte nun den für das kollektive Gedächtnis der Deutschen und das „Familiengedächtnis“ so wesentlichen Bestandteil der individuellen und kollektiven Geschichte als Thema einzuführen. Die Deportationen können im Fall der Familie Wild nicht so einfach zum Thema gemacht werden, da die Familie bereits Ende des 19. Jahrhunderts vom Wolgagebiet nach Kasachstan migriert war und im Rahmen der Kollektivverurteilung nicht deportiert wurde.

Der Großvater benannte im Anschluss das Datum seines Einzugs in die Trudarmee (Januar 1942), und erwähnte, dass er ein Jahr in der Trudarmee verbracht habe. Im Verhältnis zu anderen Deutschen aus der Sowjetunion war dies eine sehr kurze Zeit! Dann schwieg der Großvater erneut lang. Der Enkel wurde ganz ungeduldig, klopfte nervös auf den Tisch und meinte dann:

Enkel: „Sagen Sie was sie machen mussten in der Trudarmee.“

Großvater: „Mhm ...“

Enkel: „Was Sie in der Trudarmee gemacht haben, oder wie hat man sich als Deutscher da gefühlt?“

Der Großvater erklärte, er habe Schnee geschippt und Erde geschaufelt, um Schienen für die Eisenbahn sowie Baracken für die Gefangenen zu bauen. Er rekapitulierte und benannte genau die Abmessungen der Gräben, die er zu diesem Zweck ausheben musste. Seine Schilderungen waren von einer auffälligen Sachlichkeit geprägt. Auf die Interviewerin wirkte er bei seinen Ausführungen sogar stolz auf die von ihm bewältigte extrem harte Arbeit. Dies

■ 4. Beispiele aus den geführten Interviews: Die Familie Wild und die Familie Gertzner

ist bei Personen, die von Verfolgung betroffen waren beziehungsweise traumatisiert sind, nichts Ungewöhnliches. Auch von anderen Autoren wird beschrieben (vgl. Rosenthal 1999), dass insbesondere Traumatisierte in ihren biographischen Erinnerungen und Erzählungen ihre Stärke und Handlungskompetenz betonen. Im weiteren ging er dann auch auf Themen ein, die nicht zu der gewünschten Version des Enkels passen, sprach vom Tod seiner Ehefrau 1994 und von seiner Thrombose. Der Enkel intervenierte immer wieder und gab ihm regelrecht Regieanweisungen dahingehend, worüber er nun sprechen solle, wie zum Beispiel in dieser Passage des Interviews:

Enkel: „Opa, erzählen Sie was von Ihrem Opa, der schon in Deutschland geboren war, was kennen Sie über ihn (3) ¹²“

Großvater: ((einatmen)) „Äh ...“

Enkel: „Karl, Karl, äh da, Opa (2) der schon- Karl Wild und Grete seine Frau.“

Großvater: „Hah.“

Enkel: „Erzählen Sie was über Ihren Opa, was Sie wissen vielleicht“ (2)

Großvater: „Der war von Deutschland von äh, von äh Land Hessen ...“

In diesem Interview zeigte sich sehr deutlich wie in gemeinsamer familienbiographischer Arbeit versucht wird, die wesentlichen Bestandteile eines Familiengedächtnisses zu konstruieren, die dem kollektiven Gedächtnis dieser Gruppierung entsprechen. Wie in den meisten von uns interviewten Familien war es auch in dieser Familie die mittlere Generation, der Sohn von Herrn Wild, der auf die Ausreise nach der Unabhängigkeit von Kasachstan drängte und damit das Interesse nach einer passenden Familiengeschichte hatte. Er löste im Interview dann das Problem, dass seine Familienvergangenheit nicht so ganz zum kol-

¹² Die Zahlen in Klammern stehen für die Länge einer Pause in Sekunden. Zu den vorliegend verwendeten Transkriptionssymbolen, siehe Rosenthal (2005a: 95).

lektiven Gedächtnis passt, indem er die Familiengeschichte seiner Ehefrau präsentierte, deren Vorfahren tatsächlich 1941 von der Wolga nach Kasachstan deportiert wurden.

Doch weshalb hatte nun der Enkel einen Bedarf, dass der Großvater eine passende Konstruktion liefert? Er war es auch, der uns ein Interview mit dem Großvater und seinem Vater vermittelte, doch bis heute kam kein Interviewtermin mit ihm, trotz wiederholter Begegnungen, zustande. In den Gesprächen mit dem Enkel wurde jedoch sehr deutlich, dass Jonathan junior nach seinen deutschen Wurzeln sucht, weil er selbst in seiner Zugehörigkeit ambivalent ist und sein Bemühen nach Anerkennung in der deutschen Gesellschaft zurückgewiesen wird. Er hatte beispielsweise zahlreiche erfolglose Bewerbungen hinter sich und erlebte die Reaktionen der so genannten „hiesigen“ Deutschen oft als herabwürdigend und diskriminierend.

Einen anderen, von der homogenisierten Kollektivgeschichte abweichenden Familientypus (Typus 4) repräsentiert die Familie Gertzner, deren Vorfahren aus dem Westen der Ukraine kamen, jenem Gebiet, welches nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion von deutschen Truppen besetzt war. Der 1987 und damit vor der Migration nach Deutschland verstorbene Großvater der Familie trat damals in die SS ein. Davon erfuhren wir nur indirekt im Interview mit seiner Tochter, die von dem aus der Haut herausgeschnittenen „Zeichen“ unter dem Oberarm ihres Vaters sprach¹³. Tochter Agathe (1945 im Deutschen Reich geboren), die nach vielen Vorgesprächen als letzte in der Familie zu einem Interview bereit war, idealisiert ihren Vater in auffälliger Weise. Auch ihre Nichte, die Enkelin in dieser Familie, idealisiert den Großvater und schreibt die Nazi-Vergangenheit ihres Großvaters zu einer Heldengeschichte und mit abenteuerlichen Opferkonstruktionen um. Der Sohn Eberhard (Jahrgang 1955 in Kasachstan geboren) ringt ebenfalls mit der Beteiligung des Vaters am Völkermord in der Ukraine an den Juden und anderen Verbrechen gegen die

¹³ Dort wurde dem Vater die Abkürzung für seine Blutgruppe in die Haut tätowiert, was ihn nach der Repatriierung als SS-Mann identifizierbar machte.

■ 4. Beispiele aus den geführten Interviews: Die Familie Wild und die Familie Gertzner

einheimische Bevölkerung und zeigt den Versuch, seinen Vater als einen „Retter“ von Juden zu präsentieren.

Wir möchten vorliegend ausführlicher auf das Interview mit dem Sohn Eberhard eingehen. Zu den fragmentarischen Angaben von Eberhard Gertzner gehört eine Passage, die uns zunächst zur Annahme führte, dass er wenig über die familiäre Vergangenheit weiß und die Familiengeschichte, ähnlich wie viele andere Befragte, mit einigen allgemeinen historischen Daten auffüllt. Doch bei genauerer Analyse zeigten sich die Spuren im Text zu den manifest nichtthematisierbaren, da diskreditierbaren Bestandteilen der Familienvergangenheit zur Zeit der deutschen Besatzung in der Ukraine sowie in Bezug auf die Migration Ende des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland.

Betrachten wir eine Sequenz aus dem Interview, in der Herr Gertzner verdeutlichen will, aus welchem Gebiet seine Eltern stammen:

Eberhard Gertzner: „Ungefähr da ((Herr Gertzner beginnt mit der Zeichnung einer Landkarte)) wohnten meine Eltern.“

Interviewer: „Ja, wie heißt die Stadt noch mal?“

Eberhard Gertzner: „Nowograd-Wolynsk, na gut also Nowograd-Wolynsk da, Shitomir, eh, Lwów, dann Brest, dal’sche ((russisch: weiter)) Brest ist ungefähr nicht weit von Lwów, ist zwischen drei Grenzen Polen, Slowakei und Russland, Ukraine (...) von da kamen die nach Deutschland

Interviewer: „Nach Brandenburg?“

Eberhard Gertzner: „Nach Brandenburg ungefähr da Berlin Brandenburg“

Hier stellt sich die Frage, wieso ausgerechnet diese in einem Dreieck sich befindenden Städte von Herrn Gertzner genannt und auch auf der von ihm skizzierten Karte aufgezeichnet wurden – „Nowograd-Wolynsk, Shitomir, Lwow, Brest“. Auffallend ist, dass es sich um genau jene Städte in dieser Region handelt, in denen während der Zeit der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg die SS und die Ein-

satzgruppen des Sicherheitsdienstes (SD) stationiert waren und in denen ausgesprochen „konzentriert“ Verbrechen gegen die Menschlichkeit stattfanden. Überhaupt lag diese Region Europas im Hauptgebiet der NS-Verbrechen.

Statt im Folgenden etwas zu den weiteren familiengeschichtlichen Daten der Zeit in Brandenburg zu sagen, vollzieht Eberhard Gertzner einen großen zeitlichen Sprung und erklärt den Interviewern/Interviewerinnen, dass seine Vorfahren ursprünglich aus Ostpreußen in die Ukraine eingewandert seien. Als Interpret/Interpretin und Leser/Leserin müssen wir uns an dieser Stelle die Frage stellen, ob die mit der Zeit in Brandenburg verbundenen familiengeschichtlichen Daten zu bedrohlich für den Familienmythos des idealisierten und heldenhaften Großvaters sind. Im Folgenden geht Herr Gertzner dann vor allem auf die kollektivgeschichtlichen Details der Auswanderung von Deutschen in die Ukraine ein und beendet diese Ausführung mit dem für das Wir-Bild der Deutschen so wichtigen kollektivgeschichtlichen Datum „Zarin Jekatharina hat gesagt Freiheit, Freiland, ‚Macht was ihr wollt‘, und die ham da angefangen und gut gelebt“.

Im Verlauf unserer Untersuchung wurde deutlich, dass Kinder solcher Familien, die sich mit Nazi-Deutschland identifizierten und in denen Familienangehörige an den Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt waren, zwar versuchen, die diskreditierbaren Bestandteile der Familienvergangenheit abzuwehren. Sie ringen jedoch mit tradierten Fragmenten und vor allem offenen Fragen. Beispielhaft möchten wir dies anhand einer weiteren Passage aus dem Interview mit Eberhard Gertzner verdeutlichen. Im Interview erklärt er, dass sein Vater der SS bei der Suche nach im Wald versteckten Juden behilflich sein konnte. Eberhard betont, dass sein Vater die Verstecke kannte. Danach folgt eine Passage, in der er sehr diffuse Informationen gibt, die zwei Bedeutungen enthalten. Zum einen vermittelt Herr Gertzner, dass der Vater die Juden der SS auslieferte, und zum anderen versucht er den Eindruck zu erwecken, der Vater habe den Juden geholfen zu entkommen. Er betont: „so Deutsche haben nix Schlimmes getan“. Dann fährt er folgendermaßen fort:

■ 4. Beispiele aus den geführten Interviews: Die Familie Wild und die Familie Gertzer

Eberhard Gertzer: „Erst später, die Partisanen, die haben Schwierigkeiten gemacht und Deutsche haben schon bisschen, die sind schon anders umgegangen, die haben schon den Krawall auch gemacht (...) ja wegen die Partisanen, die Partisanen wohnten da im Wald.“

Zu berücksichtigen ist, dass mit den „Partisanen“ vermutlich entsprechend der damals üblichen NS-Sprachregelung „Juden“ gemeint sind¹⁴ und die im Wald versteckten Juden mit der Legitimation, sie seien Partisanen oder stellten die Verbindung zwischen einzelnen Partisanenverbänden her, systematisch ermordet wurden, egal ob sie bewaffnet oder

¹⁴ Zu einer Diskussion über die als Partisanenbekämpfung bezeichnete Ermordung der jüdischen Bevölkerung und die unter anderem von Heinrich Himmler geäußerte Devise, dass „grundsätzlich jeder Jude als Partisan anzusehen“ sei (zitiert nach Longerich 2001: 102), siehe vor allem Heer/Naumann (1995).

unbewaffnet waren, ob sie Kinder, Frauen oder Männer waren. Deutlich wird an dieser Passage, dass Eberhard Gertzer den Gedanken und Fragen an eine mögliche Mittäterschaft seines Vaters am Holocaust abwehrt. Die Ausführlichkeit, in der er die Vergangenheit seines Vaters während des Interviews diskutiert, zeigt aber zugleich, dass ihn dieses Thema und diesbezügliche Fragen sehr beschäftigen. Sind es oft die angeheirateten Ehepartner/Ehepartnerinnen, die Familienmythen und -geheimnisse auf- und angreifen (vgl. Rosenthal 1999), hinterfragt Eberhard Gertzers Ehefrau Helene die Vergangenheit des Schwiegervaters im Interview mit uns zumindest nicht. Sie gibt an, ihr Schwiegervater sei während des Zweiten Weltkriegs als „Arbeiter nach Deutschland geschickt“ worden. Insgesamt fällt in den Interviews mit den Angehörigen dieser Familie ein in Witzen gepflegter Antisemitismus auf, der niemanden zu stören scheint.

5. Die verschiedenen Generationen in Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihre generations-spezifischen Erfahrungen beziehungsweise Probleme

In der Beratung, Seelsorge und Projektarbeit mit Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion arbeiten Sie mit Angehörigen unterschiedlicher Generationen aus diesen Familien, die vor dem jeweiligen sozio-historischen Hintergrund mit unterschiedlichen biographischen Erfahrungen konfrontiert waren. Wir möchten vorliegend einen kurzen Überblick über unsere diesbezüglichen Befunde geben. Die Großeltern aus diesen Familien, die Angehörigen der so genannten „Zeitzeugengeneration“, blicken oft auf eine traumatische Vergangenheit und massive Diskriminierungen im Zweiten Weltkrieg und in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zurück. Sie haben damit eine historische Phase erlebt, in der sich die mehr oder minder inhomogene Gruppierung der Deutschen aus der UdSSR sowohl in der Fremd- als auch in der Selbstdefinition zu einer Wir-Gruppe der Außenseiter entwickelte. Im Zusammenhang mit den Überlegungen und der Entscheidung zur Ausreise, die meist von der Generation ihrer Kinder initiiert und vorangetrieben wurde, erlebten sie in Verbindung mit der Rückbesinnung auf die deutschen Wurzeln einen (teilweise erheblichen) Machtzugewinn in ihren Familien. Zu betonen ist jedoch, dass – wie unsere Interviews zeigen – nur in seltenen Fällen die Großeltern selbst den Wunsch zur Ausreise nach Deutschland äußerten beziehungsweise dieselbe forcierten.

Die Angehörigen der mittleren Generation – die Kinder in diesen Familien – sind nach der Migration in Deutschland oft mit einem erheblichen sozialen Abstieg konfrontiert. In der mittleren Generation war in den meisten Fällen eine Abkehr von der deutschen Familienvergangenheit zu verzeichnen, die im Zusammenhang mit der starken Anpassung und Integration in das gesellschaftliche und politische System der Sowjetunion stand. Ihre Identifikation mit dem sowjetischen Sozialismus gehört heute jedoch zu den Bestandteilen der Lebensgeschichte, die nicht thematisiert werden. Ein mangelndes Einlassen auf

einen Dialog über die Familienvergangenheit ist vor allem bei jenen anzutreffen, deren Eltern deportiert und inhaftiert wurden. Sie fürchten sich, ähnlich wie die Kinder von Überlebenden des Holocausts (Rosenthal 1999) vor der emotionalen Begegnung mit der traumatischen Vergangenheit ihrer Eltern und reproduzieren dafür vor allem stereotype eingefrorene Bilder über diese Vergangenheit. Die starke Identifikation mit der sozialistischen Sowjetunion kann in diesem Sinne auch als eine Abwehr der Konfrontation mit der traumatischen Familiengeschichte gedeutet werden. Gleichfalls hatten die nach dem „Großen Vaterländischen Krieg“ geborenen Kinder in diesen Familien aufgrund der zeitlichen Nähe zum Krieg und der damit einhergehenden starken Stigmatisierung als „Kinder von Faschisten“ einen ausgeprägten Bedarf, sich von dieser Fremdzuschreibung beziehungsweise Fremdwahrnehmung einer faschistischen beziehungsweise nationalsozialistischen Vergangenheit ihrer Familien durch ihr Engagement im politischen System der Sowjetunion abzugrenzen. Die Kinder der bereits vor 1941 in den asiatischen Teil der Sowjetunion migrierten Eltern versuchen dagegen diesen „abweichenden“ Bestandteil der Familiengeschichte eher zu ignorieren und eine Familienvergangenheit zu konstruieren, die zum kollektiven Gedächtnis passt – wie am Beispiel der Familie Wild deutlich wurde.

Bei den Enkeln/Enkelinnen sind in der Gegenwart Loyalitätskonflikte gegenüber den Eltern zu beobachten, die unter anderem mit der Irritation über den Wandel in deren ethnischen Zugehörigkeitskonstruktionen sowie politischen Haltungen verbunden sind. Dagegen wenden sich die Enkel/Enkelinnen emotional eher den Großeltern zu und lassen sich, im Unterschied zu ihren Eltern, auf Erzählungen über deren leidvolle Vergangenheit ein.

Unterschiede ergeben sich, je nachdem ob die Enkel/Enkelinnen ihre Kindheit und Jugend während der

■ 5. Die verschiedenen Generationen von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion

Perestrojka (idealtypisch die Jahrgänge 1973-1980) oder aber in der Migrationsphase (idealtypisch die Jahrgänge 1984-1990) erlebten. Eine wesentliche Differenz ist in dem, aufgrund des jeweiligen Lebensalters, unterschiedlichen Erleben der Migration, sowie des Verlustes der Lebenswelt in der Herkunftsgesellschaft zu sehen. Im Unterschied zu den Jüngeren internalisierten jene, die ihre Kindheit und Jugend während der Perestrojka verbrachten, Werte des Sozialismus nicht nur in der Primärsozialisation als natürliches Weltbild im Sinne Karl Mannheims (1928: 181 f.), sondern gingen noch in der Sowjetunion in die Schule und wurden im Sinne des Sozialismus sozialisiert. In den Interviews mit ihnen sind Vergleiche zwischen der sowjetischen Gesellschaft und jener in Deutschland beziehungsweise zwischen den Erlebnissen im sowjetischen und denen im bundesdeutschen Schulalltag ausgesprochen dominant. Dagegen kamen die in den 80er Jahren Geborenen erst in der Phase der Perestrojka oder auch erst nach der Migration nach Deutschland in die Schule. Sie präsentieren ihr Leben oft unter der unausgesprochenen Überschrift „Mein Leben seit der Ausreise“. Den Verlust der früheren Lebenswelt sowie die in den Familien im Zuge der gesellschaftlichen Transformationen in den Herkunftsländern und im Zusammenhang der Ausreise sich vollziehenden Reinterpretationen der Familienvergangenheit und der eigenen ethnischen Zugehörigkeit konnten sie weit weniger verstehen und kognitiv reflektieren als die früher Geborenen.

In den Gesprächen mit den Enkeln/Enkelinnen wird immer wieder die Relevanz der eigenen ethnischen Zugehörigkeit deutlich. Für sie ist dies ein ausgesprochen ambivalentes Thema und mit vielen Unsi-

cherheiten in ihrem Lebensalltag verbunden, in dem sie sich immer wieder mit ihren kollektiven Zugehörigkeiten positionieren beziehungsweise dieselben interaktiv aushandeln müssen. Im Unterschied zu den später Geborenen konnten und können die früher Geborenen diesen Unsicherheiten in einem größeren Maße ein bereits vor der Migration etabliertes Selbstbild entgegensetzen und die Probleme in Deutschland als Fremdheitserfahrung sowie mit der Migration verbundene Schwierigkeiten und Herausforderungen deuten. Es sind insbesondere die Jugendlichen in den Familien von ethnischen Deutschen aus den Ländern der früheren Sowjetunion, die nach der Migration in Deutschland entweder durch eine auffallend weitgehende Anpassung an die deutsche Dominanzgesellschaft versuchen, die an sie delegierten Aufstiegserwartungen und Wünsche nach sozialer Anerkennung zu verwirklichen – oder aber sich in so genannte ethnische (meist „russische“) Gegenwelten zurückziehen. Die Gründe für die Herausbildung solcher „ethnischen“ Gegenwelten sind nicht nur in den schwierigen Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft zu sehen, sondern liegen unseren Ergebnissen nach auch im unsicheren Erleben der eigenen Zugehörigkeit und der Zugehörigkeiten der Eltern und Großeltern begründet. In diesem Zusammenhang ist auch zu berücksichtigen, dass mindestens 40 Prozent der Kinder in Spätaussiedlerfamilien einen Elternteil nicht-deutscher Herkunft haben (Dietz/Roll 1998: 40). Diese Kinder und Jugendlichen stehen auch in einer Loyalitätsbindung zur anderen ethnisch nicht-deutschen Familienseite – eine Loyalitätsbindung, die durch eine eindeutig deutsche Selbstdefinition der eigenen ethnischen Zugehörigkeit verletzt werden würde.

6. Zusammenfassung unserer Befunde

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass unseren empirischen Analysen zufolge die gegenwärtigen Probleme der Jugendlichen aus Spätaussiedlerfamilien und ihr teilweise zu beobachtender Bedarf nach „ethnischen“, meist „russischen“, Gegenwelten nicht nur aus den schwierigen Lebensbedingungen in der Aufnahmegesellschaft resultieren. Vielmehr stellen diese gegenwärtigen Probleme auch eine Antwort auf die Umschreibungen und Verleugnungen von Anteilen der Familienvergangenheit, auf daraus resultierende Inkonsistenzen der tradierten Familiengeschichte, auf die eingeforderten Loyalitätsverletzungen und auf das damit einhergehende brüchige Zugehörigkeitserleben dar.

In unseren Interviews wird deutlich, wie wenig in vielen Fällen über die eigene Familiengeschichte gewusst wird und erzählt werden kann – und dies trotz erheblichem Bemühen im Rahmen narrativer Gesprächsführung. Wenn wir nun die Bedeutung der

Familiengeschichte für die Gegenwart dieser Gruppierung von Migranten/Migrantinnen sowie für ihre eigene Zugehörigkeitskonstruktion in Rechnung stellen, dann verdeutlicht das auch die Problematik eines solch beschädigten kommunikativen Familiengedächtnisses. Gleichfalls zeigte sich in unseren Interviews aber auch, wie immens unterstützend eine sensible narrative Gesprächsführung für Prozesse des Selbst- und Fremdverstehens sein kann, was auch in einer weiteren Studie von Rosenthal und ihren Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen (Rosenthal unter anderem 2006) zu Jugendlichen in ausgesprochen schwierigen Lebenssituationen deutlich zu beobachten war. Im Folgenden stellen wir die Technik des narrativen Interviews als eine Möglichkeit vor, Prozesse des Selbst- und Fremdverstehens in Gesprächen und Beratungssituationen anzuregen, und über das Selbstverstehen und die Selbstreflexion auch eine Öffnung des Familiendialogs in Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion zu fördern.

7. Eine Möglichkeit der Öffnung des Familiendialogs: Die Technik des narrativen Nachfragens

Das von uns im Rahmen unserer Studie gewählte Vorgehen bei der Befragung, das heißt die Nachfragetechnik, die wir vorliegend vorstellen möchten, orientiert sich an der von Schütze (1976; 1983) eingeführten Form und von Rosenthal weiterentwickelten Methode (Rosenthal 1995) narrativer lebensgeschichtlicher Interviews. Das narrative Interview als Erhebungsmethode zielt darauf ab, das bei Interviews übliche Frage-Antwort-Schema zu verlassen und längere Erzählungen beziehungsweise autonom gestaltete Präsentationen der Autobiographen/Autobiographinnen hervorzulocken und aufrechtzuerhalten. Grundelement des narrativen Interviews ist eine von den Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen frei entwickelte Stegreiferzählung (vgl. Schütze 1976: 224ff.; 1983: 285). Das narrative Interview lässt sich in folgende Phasen einteilen:

Phasen des narrativen Interviews

1. Phase – Die Erzählaufforderung
Die autonom gestaltete Haupterzählung oder Selbstpräsentation

2. Phase – Erzählgenerierendes Nachfragen
a) internes Nachfragen anhand der in Phase 1 notierten Stichpunkte
b) externes Nachfragen (zu nicht erwähnten Themen)

Interviewabschluss

Quelle: Rosenthal 2005a, S.143.

7.1 Zu den Regeln der biographisch-narrativen Gesprächsführung

Zunächst wird der Gesprächspartner beziehungsweise die Gesprächspartnerin durch eine autobiographisch orientierte Erzählaufforderung um die Präsentation der Lebensgeschichte – und in den von

uns geführten Interviews gleichzeitig der Familiengeschichte – gebeten. Eine darüber hinausgehende Themenvorgabe wird in der Eingangsfrage und zu Beginn des Interviews unterlassen. Unsere Erzählaufforderung lautet in der Regel wie folgt:

„Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurück kommen.“

Die auf diese Bitte folgende so genannte Haupt- oder Eingangserzählung wird nicht durch Zwischenfragen unterbrochen, sondern nur durch parasprachliche Bekundungen wie ‚mhm‘ oder bei Stockungen durch motivierende Aufforderungen zum Weitererzählen (zum Beispiel ‚Und wie ging es dann weiter?‘), durch Blickkontakt und andere leibliche Aufmerksamkeits-signale unterstützt.

Erst nachdem der oder die Interviewte die in eigener Regie gestaltete Haupt- oder Eingangserzählung beendet hat, werden von uns als Interviewer/Interviewerinnen in der zweiten Phase des Interviews Nachfragen gestellt, die Erzählungen und das Erinnern fördern (mit anderen Worten „narrative Nachfragen“). Meinungs- oder Begründungsfragen nach dem „Warum“ oder „Weshalb“ vermeiden wir, weil sie eher Argumentationen aus der Gegenwarts-perspektive hervorlocken, eine Distanz zum damaligen Erleben etablieren, sowie das Erinnern nicht fördern. Stattdessen fordern wir unsere Interviewpartner/Interviewpartnerinnen zur ausführlicheren Erzählung einzelner Lebensphasen oder bestimmter Situationen auf. Folgende Fragetypen lassen sich unterscheiden:

In der zweiten Phase beschränken wir uns zunächst auf Fragen zu bereits erwähnten Themen. Erst in der

Grundtypen narrativen Nachfragens

1. Ansteuern einer Lebensphase
„Können Sie mir über diese Zeit (Ihre Kindheit, Berufsausbildung, und anderes) noch etwas mehr erzählen?“
2. Eröffnung eines temporalen Rahmens bei scheinbar statischen Themen
„Sie erwähnten Ihre Mutter (Ihren Chef), können Sie einmal von ihren frühesten Erinnerungen an sie (als Sie ihn kennen lernten) erzählen und was Sie mit Ihrer Mutter (ihm) im Laufe Ihres Lebens (bis heute) erlebt haben?“
3. Ansteuern einer benannten Situation
„Sie erwähnten vorhin die Situation x, können Sie mir diese noch einmal genauer erzählen?“
4. Ansteuern einer Erzählung zu einem Argument
„Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Sie sich in Ihrem Beruf unbefriedigt fühlten (in der Sie gegen die Namensgebung argumentierten)?“
5. Ansteuern von Tradiertem beziehungsweise Fremderlebtem
„Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, als Ihnen davon erzählt wurde, wie Ihr Vater gestorben ist (welche Konflikte es vor Ihrer Einstellung im Betrieb gegeben hat)?“
6. Ansteuern von Zukunftsvorstellungen oder von Phantasien
„Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Sie sich vorgestellt haben, dass Sie aus dem Betrieb ausscheiden möchten? (was Ihr Großvater in der Trudarmee erlebt hat)?“

Quelle: Rosenthal 2005a, S. 149.

dritten Phase eines Gespräches stellen wir dann Fragen zu uns interessierenden Aspekten, die noch nicht thematisiert wurden. Die Nachfragen, die wir in dieser zweiten Phase des Gespräches formulieren, beruhen auf den während der Haupterzählung gemachten Notizen. Wir steuern also zunächst keine

Themenbereiche an, die vom Interviewten nicht schon selbst eingeführt wurden. Wir verstehen diese von den Interviewpartner/Interviewpartnerinnen eingeführten Themen beziehungsweise Erlebnisse als eine Einladung zu Vertiefungsfragen und zensieren dabei nicht, ob es vielleicht zu peinlich oder zu schwierig sein könnte, diese oder jene Stelle nochmals zu thematisieren. Handelt es sich dabei um schwierige Lebensbereiche, stellen wir unsere Fragen meist im Konjunktiv wie: „Vielleicht könnten Sie über ... noch etwas genauer erzählen?“ oder „Darf ich Sie nach dieser Zeit, in der Sie ... fragen?“

Befinden sich unsere Interviewpartner/Interviewpartnerinnen nicht in einer akuten Krisensituation, versuchen wir, wenn die Autobiographen/Autobiographinnen bei schwer erinner- und erzählbaren, schwierigen bis traumatischen Erlebnissen ein Mitteilungsbedürfnis signalisieren, jedoch Probleme haben, diese Erfahrungen in erzähl- und nachvollziehbare Geschichten zu übersetzen, mit der Technik des „szenischen Erinnerns“ Hilfestellungen zu leisten. Das „szenische Erinnern“ ist eine auch in psychotherapeutischen Ansätzen verwandte Technik der Unterstützung der Autobiographen/Autobiographinnen, sich in die damaligen Szenen zurückzusetzen sowie diese in Geschichten zu übersetzen. Dabei wird vor allem bei den damaligen leiblich-sinnlichen Erfahrungen angesetzt, durch Nachfragen nach Details versucht, die damalige Szene auszugestalten, und eine Anknüpfung am damaligen Handlungsablauf zu ermöglichen (Rosenthal 1995: 206f.). Wünschen unsere Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen diese Unterstützung beim Erinnern, bitten wir sie, sich in die damalige Situation zurück zu versetzen und helfen anhand von Fragen dabei, die Szenerie auszumalen: „Was sehen sie?“, „Ist es kalt?“, „Wer steht neben Ihnen?“ und so weiter. Mehr und mehr wird durch diese Hilfe die damalige Situation im Gedächtnis unser Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen vorstellig, kann in Sprache übersetzt und somit einer Reflektion zugänglich gemacht werden. Weiterhin arbeiten wir bei schwierigen Passagen im Gespräch, bei denen von schmerzhaften und immer noch sehr belastenden Erfahrungen erzählt wird, in denen die Betroffenen weinen und wütend sind, mit der Technik des aktiven Zuhörens aus der klientenzentrierten Gesprächsfüh-

■ 7. Eine Möglichkeit der Öffnung des Familiendialogs: Die Technik des Nachfragens

rung (Gordon 1977; Rogers 1951). Durch das „Verbalisieren von Erlebnisinhalten“, die der Zuhörende aus dem Gesagten zu entschlüsseln versucht, wird mit diesen von Gordon als „Türöffner“ bezeichneten Rückmeldungen das Bemühen um Verstehen und das Einlassen auf die Gefühle des anderen signalisiert. So gehen wir entweder auf Gefühle in der Gegenwart ein, zum Beispiel durch Bemerkungen wie „Das berührt Sie heute noch sehr“, oder auf die Gefühle in der damaligen Situation, beispielsweise „Sie fühlten sich damals sehr hilflos“. Die Technik des aktiven Zuhörens ist gerade dann eine große Hilfe, wenn eine erzählgenerierende Nachfrage nicht passend wäre und uns unsere „Alltagskompetenz“ im Umgang mit anderen Menschen leicht zum Beschwichtigen, Trösten oder Ablenken neigen lässt. Gordon spricht in diesem Zusammenhang von „Straßensperren“, die nicht zum weiteren Sprechen einladen, sondern mit denen versucht wird, die schwierige Phase im Gespräch zu beenden.

Je länger ein Gespräch dauert, desto deutlicher bekommen wir als Interviewer/Interviewerinnen ein Gespür dafür, welche Themen die Autobiographen/Autobiographinnen zu vermeiden suchen und welche Strategien sie zur Reparatur von bedrohlichem oder problematischem Erleben nutzen. Wir erkennen mehr und mehr, in welchen Bereichen des Lebens die Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen sich sicher und geborgen fühlten und in welchen nicht. Fragen wir im dritten Teil des Gespräches nach bislang vermiedenen Themen, akzeptieren wir auch hier, wenn die Interviewten diesem Bereich ausweichen möchten. Grundsätzlich orientieren wir uns in diesem Zusammenhang an folgenden Regeln: Wir unterstützen den Erzählprozess von schwierigen und traumatisierenden Erlebnissen, wenn diese im Gespräch auftauchen. Wir helfen den Erzählenden bei der Konstruktion von Geschichten und tragen dafür Sorge, dass sie sich aus diesen Situationen „heraus erzählen“ können. Zudem schließen wir Gespräche damit ab, dass wir uns über sichere, angenehme und schöne Bereiche und Lebensphasen ausführlich erzählen lassen. Zu berücksichtigen ist, dass eine solche Gesprächsführung eine mehrstündige

Gesprächsdauer erfordert¹⁵ – wenn möglich in zwei oder sogar drei Begegnungen. Meist gehen wir erst im zweiten Gespräch, wenn sich bereits ein Vertrauensverhältnis etabliert hat, gezielter auf belastende Erlebnisse ein.

7.2 Besonderheiten der Gesprächspraxis im Beratungskontext sowie bei Gesprächen mit Personen in akuten Krisensituationen

Unterschiede in der narrativen Gesprächsführung in der Forschung und im Beratungskontext¹⁶ ergeben sich nach Loch/Schulze (2002:569f.):

- a. aus dem zeitlichen Gesprächsrahmen (so sind die Interaktionen in der sozialarbeiterischen Beratung oft – nicht immer – auf kürzere Zeiteinheiten als in der Forschung angelegt),
- b. in der Hypothesenbildung (die im Forschungskontext nach dem Gespräch, in der sozialarbeiterischen Beratungspraxis oft aber schon während des Gespräches erfolgen muss) und
- c. im Verbalisieren heikler Themen, wobei – wie im Forschungskontext auch – die positiven Wirkungen des Erzählens gegen mögliche Instabilisierungen abgewogen werden müssen. Die oft kürzeren Gesprächseinheiten sowie die möglicherweise höhere Anzahl von Klienten/Klientinnen in akuten Lebenskrisen erhöhen im Kontext der sozialen Beratung die Relevanz eines sehr sensiblen Umganges mit der Verbalisierung heikler Themen noch zusätzlich.

Im Beratungskontext gilt es zu berücksichtigen, dass bei einem beispielsweise einstündigen Gespräch vermutlich noch keine Vertrauensbasis entsteht, die vergleichbar wäre mit der, die sich während eines mehrstündigen Interviews etablieren kann. Mehrere kür-

¹⁵ Rosenthal (2002: 214) geht von einer etwa vier- bis achtstündigen Gesprächsdauer aus. In manchen Forschungskontexten können aber auch Gesamtgesprächslängen von 12 oder sogar 15 Stunden notwendig sein.

¹⁶ Siehe dazu den ausführlichen Beitrag von Loch/Schulze 2002.

■ 7. Eine Möglichkeit der Öffnung des Familiendialogs: Die Technik des Nachfragens

zere Beratungsgespräche haben dagegen den Vorteil, dass die Klienten/Klientinnen der Beratung über einen längeren Prozess jeweils nach dem Erleben einer biographischen Erzählung dieses Erleben reflektieren und seine Wirkung auch außerhalb der Beratungssituation erleben können. Somit können auch die Berater/Beraterinnen im nächsten Kontakt Einblick in die Wirkung ihrer Gespräche gewinnen. Im Beratungskontext kann es vorteilhaft sein, wenn die Klienten/Klientinnen zunächst in mehreren kürzeren Gesprächen jeweils einzelne Phasen ihres Lebens oder auch über einzelne Themen erzählen können, bei denen die Berater/Beraterinnen zunächst weniger mit gezielten Erzählaufforderungen auf schwierige oder gar traumatische Erlebnisse reagieren. Dies bedeutet aber nicht, die Erzählung von schwierigen Erlebnisgehalten nicht zu unterstützen, sondern lediglich, dass in den ersten Begegnungen noch nicht zu detaillierten Erzählungen von traumatisierenden Erlebnissen aufgefordert wird. Der Prozess des Weitererzählens soll auch dann mit paraspachlichen Unterstützungen und Fragen vom Typ „Wie ging es dann weiter?“ aufrechterhalten werden. Das erfordert einen diffizilen Balanceakt zwischen einem Eingehen auf das erlittene Leid, einer nicht zu vorschnellen Traumaexposition und eines Eindämmens von überflutenden Erinnerungsprozessen (Rosenthal 2002: 214).

Zu betonen ist weiterhin, dass ein Gespräch mit Menschen in akuten Lebenskrisen einer weitaus vorsichtigeren Gesprächsführung bedarf. Es zeigte sich in entsprechenden Interviews, dass die Familienmitglieder nur über ihre belastenden Erfahrungen sprachen beziehungsweise auch nur darüber sprechen konnten und wollten. Die Konzentration auf das erlittene Leid ist der aktuellen Lebenskrise geschuldet, und es ist wichtig, sich darauf einzustellen, dass biographische Großerzählungen in einer akuten Lebenskrise nicht erwartbar sind und auch nicht forciert werden sollten. Aufgrund der in akuten Lebenskrisen kaum oder nicht zugänglichen sicheren Bereiche oder Themen in der Vergangenheit und der instabilen Gegenwart sowie Zukunft bedarf es eines weitaus vorsichtigeren Umganges mit Erzählaufforderungen zu früheren Gewalterfahrungen, des Akzeptierens von Vermeidungshaltungen und gleichzeitig eines sensiblen erzählunterstützenden Eingehens

auf die angebotenen Themen. In Gesprächen mit Menschen in akuten Lebenskrisen, die Opfer von Folter und Gewalt wurden, müssen Interviewer/Interviewerinnen und Berater/Beraterinnen sehr sensibel und zurückhaltend mit Detaillierungsfragen zu erlittenen Gewaltsituationen umgehen, damit diese Fragen keine Assoziationen zu Verhör- und Anhörungssituationen aufkommen lassen. Aus diesem Grund empfiehlt es sich ebenfalls in der Situation der akuten Lebenskrise die Technik des szenischen Erinnerns nicht anzuwenden¹⁷.

7.3 Die heilsamen Wirkungen des Erzählens¹⁸

Was können nun die Chancen eines nach der narrativen Nachfragetechnik geführten Gespräches sein? Dadurch, dass die Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen zunächst zu einer längeren Erzählung von selbsterlebten Ereignissen motiviert werden, können sie die Erzählungen nach ihren eigenen Prioritäten gestalten. Eine biographische Großerzählung kann vor allem bei Klienten/Klientinnen mit Brüchen in der Lebensgeschichte dabei helfen, das Gefühl von Kontinuität des eigenen Lebens herzustellen und schwierige oder bedrohliche Lebensphasen oder Themen in die eigene Biographie zu integrieren. Durch das freie Erzählen – aber vor allem auch im Rahmen der narrativen Nachfragetechnik – werden Erinnerungsprozesse gefördert und es finden Prozesse des Selbstverstehens statt. Gelingt es, die Klienten/Klientinnen oder Interviewten in ihren Erzählungen zu unterstützen, und kommen ihnen etliche Erinnerungen aus dem Gedächtnis in den Sinn, dann lässt sich beobachten, wie die Erzählungen zunehmend detaillierter, die Orientierung am Gegenüber geringer und die leiblichen Erinnerungen stärker werden. Dadurch ergibt sich bei den Erzählungen eine während des Erzählflusses zunehmende Nähe zur Vergangenheit, die dazu führt, dass bislang mit massiver psychischer Energie an den Bewusstseinsrand gedrängte Erlebnisse im Gedächtnis wieder vorstellig werden können und sich oft ganz andere Sichtweisen als in der Gegenwart zei-

¹⁷ Siehe dazu den ausführlichen Beitrag von Rosenthal 2002, insbesondere Seiten 221ff.

¹⁸ Für eine ausführliche Darstellung der heilsamen Wirkung des Erzählens, siehe z.B. Rosenthal 1995, 2002.

■ 7. Eine Möglichkeit der Öffnung des Familiendialogs: Die Technik des Nachfragens

gen. Die so etablierte Nähe zur Vergangenheit kann zu neuen An- und Einsichten über das eigene Leben, zu anderen Perspektiven auf den eigenen Lebensweg als bislang führen – und somit das Selbstverstehen fördern. Gerade wenn wir die Klienten/Klientinnen oder Interviewten auffordern, schwierige oder traumatische Erlebnisse detaillierter zu erzählen, gibt ihnen das das Gefühl, von uns als Zuhörer/Zuhörerinnen in ihrem Leid anerkannt zu werden¹⁹. Die Verbalisierung traumatischer Erlebnisse kann insbesondere Traumatisierten das entlastende Gefühl vermitteln, dass sich auch das schwer Thematisierbare in Sprache übersetzen und damit – als ein Teil der Vergangenheit – bearbeiten lässt. Das gilt natürlich nicht nur für Menschen, die traumatisierende

Erfahrungen gemacht haben, sondern für alle schwierigen Themen und Bereiche in den Biographien unserer Gesprächspartner/Gesprächspartnerinnen.

Die biographisch-narrative Gesprächsführung hat gerade darin ihren Vorteil, dass über den Erzählprozess ein Selbstverstehen möglich wird, das so weit wie möglich ohne Deutungen und Diagnostik der Interviewer/Interviewerinnen oder Berater/Beraterinnen auskommt. Fragen an die eigene Lebens– aber auch Familiengeschichte können durch Prozesse des Selbstverstehens neu entstehen oder an Aktualität und Relevanz gewinnen. Wenn wir dazu beitragen wollen, den blockierten Familiendialog in Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion zu öffnen, dann bietet uns, wie sich im Verlauf unserer Studie zeigte, die narrative Nachfragetechnik eine gewisse Chance dazu. Auf dieser Basis können sich Wirkungen zur Öffnung des intrafamilialen Dialogs entfalten.

¹⁹ Gerade die Sprachlosigkeit von Traumatisierten kann nicht nur als direkte Folge der Traumatisierung gedeutet werden, sie ergibt sich vielmehr auch aus dem Bedarf der anderen, zu vergessen und sich nicht mit dem Schmerz in der Begegnung mit Überlebenden von Gewalt auseinandersetzen zu müssen.

Literatur

- Assmann, Aleida/ Assmann, Jan (1988): Schrift, Tradition und Kultur. In: Raible, W. (Hg.): Zwischen Festtag und Alltag. Tübingen: Narr. 25-50.
- Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. München: Beck.
- Brandes, Detlef/Savin, Andrej (2001): Die Sibirien-deutschen im Sowjetstaat 1919-1938. Essen: Klartext.
- Bogner, Artur/Rosenthal, Gabriele (2009): Introduction: Ethnicity, Biography and Options of Belonging. In: Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur: Ethnicity, Belonging and Biography: Ethnographical and Biographical Perspectives. Hamburg/London: LIT. 9-23.
- Buchweiler, Meir (1984): Volksdeutsche in der Ukraine am Vorabend und Beginn des Zweiten Weltkriegs, ein Fall doppelter Loyalität? Gerlingen: Bleicher.
- Dietz, Barbara (1995): Zwischen Anpassung und Autonomie. Russlanddeutsche in der vormaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Duncker & Humblot.
- Dietz, Barbara/Hilkes, Peter (1993): Russlanddeutsche: Unbekannte im Osten. Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven. 2. Aufl. München: Olzog.
- Dietz, Barbara/Roll, Heike (1998): Jugendliche Aussiedler – Porträt einer Zuwanderergeneration. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Eisfeld, Alfred (1999): Die Russlanddeutschen. 2. Aufl. München: Herbig.
- Eisfeld, Alfred/Herdt, Viktor (Hg.) (1996): Deportation, Sondersiedlung, Arbeitsarmee: Deutsche in der Sowjetunion 1941 bis 1956. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Feffler, Irina/Radenbach, Niklas (2009): The Interrelation between Social Mobility and the Sense of Collective Belonging. A Generation of Social Climbers in the Soviet Union. In: Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur (Hrsg.): Ethnicity, Belonging and Biography: Ethnographical and Biographical Perspectives. Hamburg/London et al.: LIT. 161-179.
- Fleischhauer, Ingeborg (1983): Das Dritte Reich und die Deutschen in der Sowjetunion. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Gordon, Thomas (1977): Lehrer-Schüler-Konferenz: Wie man Konflikte in der Schule löst. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Heer, Hannes/Naumann, Klaus (1995): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Hamburg: Hamburger Edition.
- Ingenhorst, Heinz (1997): Die Russlanddeutschen. Aussiedler zwischen Tradition und Moderne. Frankfurt/New York: Campus.
- Klötzel, Lydia (1997): Die Russlanddeutschen zwischen Autonomie und Auswanderung. Die Geschehnisse einer nationalen Minderheit vor dem Hintergrund des wechselhaften deutsch-sowjetischen/russischen Verhältnisses. Hamburg: LIT.
- Köttig, Michaela (2004): Lebensgeschichten rechts-extrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik. Giessen: Psychosozial.
- Loch, Ulrike/Schulze, Heidrun (2002): Biografische Fallrekonstruktionen im handlungstheoretischen Kontext der Sozialen Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.):

■ Literatur

Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske & Budrich. 559-576.

Longerich, Peter (2001): Der ungeschriebene Befehl: Hitler und der Weg zur „Endlösung“. München: Piper.

Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7. 157-185, 309-330.

Mukhina, Irina (2007): The Germans of the Soviet Union. New York: Routledge.

Pinkus, Benjamin/Fleischhauer, Ingeborg (1987): Die Deutschen in der Sowjetunion. Geschichte einer nationalen Minderheit im 20. Jahrhundert. Bearb./Hrsg.: Ruffmann, Karl-Heinz. Baden-Baden: Nomos.

Rogers, Carl Ransom (1951): Client-centered Therapy: Its Current Practice, Implications, and Theory. Boston: Houghton Mifflin.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Rosenthal, Gabriele (1999) (Hg.): Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern. 3. Auflage. Giessen: Psychosozial.

Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4 (3). 204-227.

Rosenthal, Gabriele (2005a): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.

Rosenthal, Gabriele (2005b): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, B. /Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.): „Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS-Verlag, 46-64.

Rosenthal, Gabriele (2005c): Biographie und Kollektivgeschichte. Zu den Reinterpretationen der Vergangenheit bei Familien von Deutschen aus der Sowjetunion. In: Sozialer Sinn. 2, 311-329.

Rosenthal, Gabriele /Köttig, Michaela/Witte, Nicole/Blezinger, Anne (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen. Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Leverkusen: Budrich. (zitiert als Rosenthal u. a. 2006)

Rosenthal, Gabriele/Stephan, Viola (2009): Generationsspezifische Bedeutung der kollektiven und familialen Vergangenheiten. Deutsche aus der (ehemaligen) Sowjetunion. In: Bala, Bálint/Sterbling, Anton (Hrsg.): Europäische Entwicklungsdynamik. Hamburg: Krämer, 161-186.

Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung. München: Fink. 159-260.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. in: Neue Praxis 3. 283-293.

Empfehlungen für die weitere Lektüre:

Zu den Familien von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion sind folgende Publikationen im Zusammenhang des Projektes entstanden:

Fefler, Irina & Radenbach, Niklas (2009): The Interrelation between Social Mobility and the Sense of Collective Belonging. A Generation of Social Climbers in the Soviet Union. In: Rosenthal, Gabriele/Bogner, Artur: Ethnicity, Belonging and Biography: Ethnographical and Biographical Perspectives. Münster: LIT/New Brunswick: Transaction, 161-179.

■ Literatur

Fefler, Irina & Radenbach, Niklas (erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2010): Migration als politische Handlungsoption im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse am Beispiel russlanddeutscher Biographien. In: Tagungsband zum 34. DGS-Kongress. Wiesbaden: VS-Verlag.

Rosenthal, Gabriele & Stephan, Viola (2009): Generationsspezifische Bedeutung der kollektiven und familialen Vergangenheiten. Deutsche aus der (ehemaligen) Sowjetunion. In: Bala, Bálint/Sterbling, Anton (Hrsg.): Europäische Entwicklungsdynamik. Hamburg: Krämer, 161-186.

Rosenthal, Gabriele & Stephan, Viola (2009): Shifting balances of power and changing constructions of ethnic belonging: Three-generation families in Germany with ethnic German members from the former Soviet Union. In: Rosenthal, Gabriele and Bogner, Artur (Eds): Ethnicity, Belonging and Biography. Ethnographical and Biographical Perspectives. Münster: LIT/New Brunswick: Transaction, 347-369.

Rosenthal, Gabriele (2010): Zur Interdependenz von kollektivem Gedächtnis und Erinnerungspraxis. Kultursoziologie aus biographietheoretischer Perspektive. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden: VS-Verlag. 151-175.

Rosenthal, Gabriele (zur Publikation angenommen): A Plea for a More Interpretative, More Empirical, More Historical and Less Eurocentric Sociology.

Ballenthien, Jana & Büching, Corinne (2009): Insecure belongings: A Family of Ethnic Germans from the former Soviet Union in Germany. In: Kötting, Michaela/Chaitin, Julia /Linstroth, John P./Rosenthal, Gabriele (Eds): Biography and Ethnicity: Development and changes in sense of socio-cultural belonging in migrant populations in the US and Germany, FQS 10 (3).

Zur vertiefenden Lektüre zur narrativen Gesprächsführung empfehlen wir:

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Loch, Ulrike/Schulze, Heidrun (2002): Biografische Fallrekonstruktionen im handlungstheoretischen Kontext der Sozialen Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske & Budrich. 559-576.

Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.



Eigene Notizen



Eigene Notizen



Auszug Diakonie Texte 2009/2010

- 06.2010 Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Europa
05.2010 Perspektiven zur Mitarbeitengewinnung in der Diakonie
04.2010 Das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) und sein Beitrag zur
Personalgewinnung
03.2010 Es sollte überhaupt kein Armer unter Euch sein
„Tafeln“ im Kontext sozialer Gerechtigkeit
02.2010 IKÖ Zusammenstellung von Stellungnahmen und Arbeitshilfen
01.2010 Bildung, Erziehung und Betreuung in der Kindheit
- 16.2009 Pflegestatistik zum 15.12.2007
15.2009 Einrichtungssstatistik – Regional, Stand 1. Januar 2008
14.2009 Vorstandsbericht:
Gemeinsam in die Zukunft: „Weil wir es wert sind“
13.2009 Verbesserung der Teilhabe am Arbeitsleben von Menschen
mit Behinderung außerhalb der WfbM
12.2009 Seelsorge in Palliative Care
11.2009 Gesundheitspolitische Perspektiven der Diakonie 2009
10.2009 Stationäre medizinische Rehabilitation von Kindern und
Jugendlichen
09.2009 Einrichtungssstatistik zum 1. Januar 2008
08.2009 Fehlerhafte Transparenzberichte – Rechtsmittel gegen eine
Veröffentlichung
07.2009 Zur Rechtsstellung einkommensarmer Menschen und den
notwendigen Änderungen im SGB II
06.2009 Ziele, Indikatoren und Evaluation in Projekten der
Migrationsarbeit
05.2009 Leistungs- und Qualitätsmerkmale im SGB XI
04.2009 Zukunftssicherung der Dienste in der Familienpflege und
Dorfhilfe
03.2009 Bildungswege „Gesundheit und Soziales“ – attraktiv für
Nachwachskräfte
02.2009 Jugend gewinnen
01.2009 Krankheit als finanzielle Belastung
- 18.2008 Die „insoweit erfahrene Fachkraft“ nach § 8a Abs. 2
SGB VIII – eine neue fachdienliche Aufgabe?
17.2008 Characteristics of Diaconal Culture
16.2008 Vorstandsbericht Diakonisches Werk EKD
15.2008 Familien wirksam fördern
14.2008 Mobile Rehabilitation
13.2008 Interkulturelle Öffnung in den Arbeitsfeldern der Diakonie
12.2008 Integrationsarbeit von A-Z
11.2008 Die Migrationserstberatung der Diakonie 2007
10.2008 Sucht im Alter – Herausforderungen und Lösungswege für
diakonische Arbeitsfelder
09.2008 Sucht im Alter – Sozial- und gesundheitspolitische
Forderungen der Diakonie
08.2008 Gesetz zur Neuregelung des Rechtsberatungsrechts RDG
vom 12. Dezember 2007
07.2008 Synopse zum Pflege-Weiterentwicklungsgesetz
06.2008 Sucht im Alter
05.2008 Die Allgemeine Sozialarbeit der Diakonie im Wandel
04.2008 Gesunde Kinder – gesunde Zukunft? Zukunftsaufgabe
Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen
03.2008 Zukunftsweg Pflegeausbildung

Die Texte, die wir in der Publikationsreihe Diakonie Texte veröffentlichen, sind im Internet frei zugänglich. Sie können dort zu nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und vervielfältigt werden. Diakonie Texte finden Sie unter www.diakonie.de/Texte. Im Vorspann der jeweiligen Ausgabe im Internet finden Sie Informationen, zu welchem Preis Diakonie Texte gedruckt im Zentralen Vertrieb bestellt werden können.

Bestellungen:
Zentraler Vertrieb des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V.
Karlsruher Straße 11
70771 Leinfelden-
Echterdingen
Telefon: +49 711 21 59-777
Telefax: +49 711 797 75 02
Vertrieb@diakonie.de

Benutzer des Diakonie Wissensportals können über die Portalsuche nicht nur nach Stichworten in den Textdateien recherchieren, sondern auch auf weitere verwandte Informationen und Veröffentlichungen aus der gesamten Diakonie zugreifen. Voraussetzung ist die Freischaltung nach der Registrierung auf www.diakonie-wissen.de

www.diakonie.de

Impressum

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V.
Staffenbergstraße 76
70184 Stuttgart

Verantwortlich für die Reihe:
Andreas Wagner
Zentrum Kommunikation
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: +49 711 21 59-454
Telefax: +49 711 21 59-566
redaktion@diakonie.de
www.diakonie.de

Kontakt:
Anke Soll-Paschen
Migration, Integrations-
beratung und -begleitung
Zentrum Familie, Integration,
Bildung und Armut im Dia-
konischen Werk der EKD e.V.
Reichensteiner Weg 24
10195 Berlin
Telefon: +49 30 830 01-771
Telefax: +49 30 830 01-259
migration@diakonie.de

Layout: A. Stiefel

Druck:
Zentraler Vertrieb des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland e.V.
Karlsruher Straße 11
70771 Leinfelden-Echterdingen

© April 2010 · 1. Auflage
ISBN-Nr. 978-3-941458-16-1

Diakonisches Werk
der Evangelischen Kirche
in Deutschland e. V.
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Telefon: +49 711 21 59-0
Telefax: +49 711 21 59-288
diakonie@diakonie.de
www.diakonie.de